

**Predigt über Lukas 23,33-49**  
(Karfreitag Oberkaufungen – 14.4.2017)

Liebe Gemeinde!

Wenn ich eine biblische Geschichte lese, frage ich mich oft, wo ich vorkomme – in dieser Geschichte: In wem finde ich mich wieder? In der Geschichte, die wir gerade gehört haben, fällt mir die Antwort leicht. Ich bin einer der Zuschauer. Ich bin einer von denen, von denen es heißt: „Und das Volk stand da und sah zu.“

Ich bin nicht einer der beiden Übeltäter, ich gehöre auch nicht dem römischen Hinrichtungskommando an und auch nicht dem jüdischen Hohen Rat, aus dessen Reihen einige den gekreuzigten Jesus verspotten. Und schon gar nicht bin ich Jesus, der am Kreuz hängt und stirbt.

Nein, am ehesten finde ich mich wieder im Volk, das alles mit ansieht. Am Schluss des Textes kommt dieses Volk übrigens noch einmal vor. Da heißt es: „Und als alles Volk, das dabei war und zuschaute, sah, was da geschah, schlugen sie sich an ihre Brust und kehrten wieder um.“ Sie schlugen sich an ihre Brust – das war damals ein Ausdruck für „Ich fühle mich schuldig.“ Anscheinend war das diesen Menschen bewusst: Der Gekreuzigte da in der Mitte, der ist unschuldig. Der hat nichts Böses getan. Der ist ein Opfer von Willkür und Gewalt. Und wir haben das mit angesehen und haben nichts dagegen getan. Vielleicht haben wir sogar noch am Morgen – aufgehetzt von anderen – mitgeschrien: „Kreuzige ihn!“

Ja, ich glaube, erst einmal ist die Zuschauerrolle die, in der ich mich wiederfinde. Allerdings auf eine ganz spezielle Weise. Ich bin sicher, ich wäre kein Schaulustiger, keiner, der Lust hätte am Schauen, am Anschauen. Keiner, der Gefallen fände am Gaffen – so wie es bei Verkehrsunfällen immer wieder die Gaffer gibt.

Nein, zu denen gehörte ich nicht. Ich wäre vielmehr fassungslos. Fassungslos wegen dem, was da vor sich geht.

Da wird einer, der das Gute wollte und nichts Böses getan hat, hingerichtet – wie ein Verbrecher. Zuvor hat man ihn geschlagen und gefoltert. Und damit nicht genug – er wird auch noch verspottet. Als ob das grauenvolle Sterben nicht reichte. Es wird noch einmal etwas darauf gesetzt: „Anderen hat er geholfen. Wenn er wirklich der Auserwählte Gottes sein will, dann soll er sich doch jetzt selbst helfen ...!“ Das ist die äußerste Demütigung. Sogar einer der Mitgekreuzigten lästert über Jesus ab: „Bist du nicht der Christus? Hilf dir selbst und uns!“

Das alles macht mich fassungslos. Mich macht fassungslos, dass das Böse triumphiert – und mit welcher Kaltschnäuzigkeit und Brutalität es das tut, mit welcher Selbstverständlichkeit. Und mich macht fassungslos, dass das alles noch begleitet wird von Spott und Hohn. Das Opfer – Jesus – wird verspottet und verhöhnt.

Und damit bin ich bei einem Empfinden, das mich in den letzten Monaten immer wieder einmal befallen hat: die Fassungslosigkeit.

Ich war fassungslos, als bei der Zerstörung Aleppos deutlich wurde, dass Krankenhäuser und Schulen ganz bewusst ins Visier genommen worden waren. Ich war fassungslos, als Assad und Putin auf jegliche Kritik an diesen Verbrechen eiskalt reagierten: „Alles Lüge. Wir waren's nicht.“

Ich war fassungslos, als Donald Trump ein Lügengespinnt nach dem anderen vom Stapel ließ und die mit Hohn und Spott und Beleidigungen überzog, die das anprangerten.

Ich war fassungslos, als Recep Erdogan mit einer unglaublichen Stimmungsmache, mit unflätigen Beschimpfungen und

mit Drohungen immer mehr Gehör fand – und das auch bei vielen der unter uns lebenden „deutschen Türken“.

Es macht mich immer noch fassungslos, wie laut sich die Stimmen der Lüge und des Hasses äußern können. Nein, diese Welt ist nicht gut. Sie ist zerrissen von der Gier nach Macht - und von der Gier nach Geld. Man will haben, haben und haben. Man nimmt, was man bekommen kann, man hält es fest – und mit der festhaltenden Hand, mit der Faust, schlägt man noch auf andere ein und macht sich lustig über sie, wenn sie am Boden liegen.

Jetzt habe ich „man“ gesagt. „Man“ nimmt, was man bekommen kann. „Man“ schlägt auf andere ein und macht sich über sie lustig. Dieses „Man“ darf man nur einsetzen, wenn eine allgemeine Richtung angedeutet wird, ein Trend, eine Stimmung. Besser ist es, „Ross und Reiter“ zu benennen, also klar zu sagen, wen wir meinen.

Allerdings kann es passieren, dass wir dann auch einmal bei uns selbst landen. Ich erschrecke schon darüber, wie sehr sich die Willkommenskultur den Flüchtlingen gegenüber in unserem Land gewandelt hat zu einem Denken von Misstrauen und Abgrenzung. Natürlich war bei der Willkommenskultur auch naive Emotionalität dabei, manche Blauäugigkeit, aber das Herz war offen. Die Not und die Bedürftigkeit von Menschen berührten. Jetzt, habe ich den Eindruck, sind wir beruhigt, dass alles mehr oder weniger im Griff ist, dass die harte Linie, zu der wir umgeschwenkt sind, Erfolg hat. Über die Härtefälle sehen wir gerne hinweg – etwa, wenn bei uns gut integrierte Flüchtlinge in höchst unsichere Verhältnisse abgeschoben werden. Das sind dann eben Kollateralschäden, die man in Kauf nehmen muss. Sind wir mit einem solchen Denken wirklich noch bei Jesus? Bei dem, dessen Leben geopfert wird, damit wieder Ruhe herrscht im Land? Denn das wollten die Repräsentanten des jüdischen Hohen Rates und das wollte auch der oberste Vertreter der römi-

schen Besatzungsmacht: Es sollte wieder Ruhe herrschen im Land. Es sollte wieder so sein wie vorher. Sicher, da war auch nicht alles ideal, aber man hatte es sich eingerichtet – bis dann dieser Jesus kam und Unruhe brachte. Jetzt hängt er am Kreuz. Ein Kollateralschaden. Jetzt ist wieder Ruhe.

Jesus ist so anders. Er hält nicht fest. Er nimmt nicht, was er kriegen kann, er hält nicht krampfhaft fest, er schlägt auch nicht auf andere ein, sondern er lässt los. „Vater, vergib ihnen; denn sie wissen nicht, was sie tun!“ „Vater, ich befehle meinen Geist in deine Hände!“

Beide Male lässt Jesus los. Beim ersten Mal lässt er das Recht auf Rache und Vergeltung los. Er betet für die, die ihn peinigten, verspotteten und töten: „Vater, vergib ihnen; denn sie wissen nicht, was sie tun.“

Wie sehr unterscheidet sich diese Haltung doch von der Haltung eines Assad, eines Putin, eines Trump und eines Erdogan! Wie sehr unterscheidet sie sich doch von der Unbarmherzigkeit, die es so oft unter uns Menschen gibt, und von dem Bestreben, vor allem erst einmal sich selbst zu sehen und für sich selbst zu sorgen – ganz egal, was das für andere bedeutet. Ich glaube, dass unsere Welt nichts und niemand so sehr braucht wie Jesus.

Darum habe ich mich auch vor kurzem über eine Fernsehsendung aufgeregt. Es war die Sendung „Aspekte“. Es ging um das Reformationsjubiläum, um Martin Luther, aber auch um den Glauben und um die Religion insgesamt. Margot Käßmann war auch eingeladen, aber sie war in der Minderheit. Die beiden Moderatoren fragten, warum wir überhaupt noch die Religion bräuchten. Die Menschen, die in Scharen die Kirchen verließen, zeigten ja, wie wenig der Glaube noch gebraucht werde. Außerdem richte die Religion oft genug Unheil an und stifte Unfrieden.

Gut, zwei der eingeladenen Gäste gestanden zu, dass es

den Glauben als etwas ganz Persönliches geben könne, er müsse aber auf den Bereich des rein Privaten begrenzt sein. Er dürfe nicht darüber hinausgehen, weil er in der Gefahr stehe, seinen Begriff von Wahrheit absolut zu setzen.

Ich frage mich: Was ist da passiert? Was ist da passiert – etwa mit Blick auf das Christentum und die Kirche - dass der Glaube verbunden wird mit „Intoleranz“ und „Enge“? Als etwas, auf das man getrost verzichten kann, das nicht mehr gebraucht wird.

Sicher, einer der Gäste war ein ehemaliger Muslim. Jetzt gilt er als Islamkritiker. Er legt den Finger – nicht unberechtigt – auf manche Wunde. Es gibt – gerade im Islam unserer Zeit – Intoleranz und Enge und einen Absolutheitsanspruch, dem sich alles andere unterzuordnen hat. Es gibt auch ganz anderes, aber das findet in unserer Wahrnehmung nicht so sehr Gehör. Ich bin im vergangenen Jahr einem beeindruckend offenen Imam begegnet, der zu unserer christlichen Besuchergruppe sagte: „Ihr müsst Jesus Christus nachfolgen.“ Und neulich durfte ich den Vortrag eines islamischen Theologieprofessors aus Münster hören, der mich ebenfalls beeindruckt hat mit seiner Fähigkeit, kritisch zu denken. Aber diese Stimmen werden so an den Rand gedrängt. Andere übertönen sie.

Also – dieser Islamkritiker hatte sicher eine bestimmte Ausrichtung des Islam vor Augen, als er meinte, auf Religion könne man getrost verzichten und wenn, dann soll sie nur noch auf den privaten und persönlichen Bereich ausgerichtet sein. Aber irgendwie galt das Gesagte doch auch für den christlichen Glauben und für die Kirche. Und da frage ich mich: Was ist da passiert?

Was ist da passiert, dass auch der christliche Glaube unter den Verdacht der Enge geraten ist, dass er als etwas Überholtes angesehen wird, als etwas, das der Gesellschaft letz-

ten Endes eher schade als nütze?

Ich erlebe uns in unserer Kirche nicht als eng. Ich erlebe uns in aller Regel als eher weit. Und als offen. Aber Menschen scheinen ein anderes Bild von uns zu haben. Sie glauben, eine Kirche vor sich zu haben, die ihre Pfründe sichern will, ihren Einfluss, ihr Kapital – und auch ihre Lehre, ihre Dogmen. Sie glauben, eine Kirche vor sich zu haben, die starre Regeln aufstellt, an die man sich zu halten hat. Sie glauben, eine Kirche vor sich zu haben, die weiterhin an ihren Glaubenssätzen festhält, obwohl diese doch längst niemand mehr so richtig überzeugen und teilweise auch widerlegt sind.

Im Bild der Hand gesprochen: Sie glauben, eine Kirche vor sich zu haben, die behalten will, die festhält – und die sich gegen Menschen wendet, die das alles hinterfragen.

Sicher, das sind Vorurteile. Und doch frage ich mich, warum wir als Kirche anscheinend nicht anders herüberkommen – eben als eine Gemeinschaft, die nicht festhält, sondern loslässt, zu der nicht die geschlossene Hand gehört, sondern die offene. Ist vielleicht am Vorurteil doch etwas dran?

„Vater, vergib ihnen; denn sie wissen nicht, was sie tun!“ Jesus lässt los. Er hält nicht fest. Er bittet für die, die ihm Schlimmes antun. Nein, ich bin nicht Jesus. Aber ich möchte mich von ihm anstecken lassen. Ich möchte, dass so viel von ihm in mir ist, dass es mich verändert. Und ich möchte auch, dass so viel Jesus in unserer Kirche ist, dass die Menschen merken: Hier wird nicht festgehalten, sondern losgelassen. Hier begegnen wir keiner geschlossenen Hand, sondern einer geöffneten.

Jesus lässt los – und das kann er, weil er Gott vertraut. Weil er Gott vertraut, dass dieser das letzte Wort hat. Darum kann Jesus am Ende sagen: „Vater, ich befehle meinen Geist in

deine Hände!“ Da lässt er auch das Leben los – in dem Vertrauen, selbst in der größten Tiefe von Gott gehalten zu sein, auch in der größten Verlorenheit von Gott aufgefangen zu werden.

Wer bin ich in dieser Geschichte? Lange war ich einer aus dem Volk, einer, der zuschaute. Doch ich fange an, mich zu fragen, ob ich da noch hingehöre – jetzt, wo ich so viel über das Geschehen von Golgatha nachgedacht habe.

Vielleicht bin ich ja der römische Hauptmann vom Hinrichtungskommando, der merkt: „Mit diesem Jesus hat es etwas ganz Besonderes auf sich. Wenn ich es mit ihm zu tun bekomme, kann ich nicht der bleiben, der ich bin.“

Vielleicht bin ich sogar der eine von den beiden Übeltätern. Der, der sich angesichts der Abgründe in seinem Leben an Jesus wendet und ihn bittet: „Gedenke an mich, wenn du in dein Reich kommst.“

Auf jeden Fall bin ich einer, der sich von Jesus herausgefordert sieht, loszulassen. Nicht das ist das Entscheidende, was ich habe und festhalte – das Loslassen ist das Entscheidende. Die sich öffnende Hand ist das Entscheidende. Die aber ist nur möglich, wenn ich es wage, darauf zu vertrauen, dass da einer ist, der für mich sorgt und da ist, was auch immer geschieht.

Amen.